

*Im Knaur Taschenbuch Verlag ist bereits  
folgendes Buch der Autorin erschienen:*  
Karibikfeuer

*Über die Autorin:*

Beatrice Fabregas arbeitete viele Jahre als Werbetexterin und Journalistin und ist heute als Buchhändlerin tätig. Sie reist gerne, und Kuba war und ist ihr Sehnsuchtsland, das sie immer wieder gern aufsucht und von dem sie sich zu ihren Romanen inspirieren ließ. *Sterne der Karibik* ist nach *Karibikfeuer* ihr zweiter Roman.

BEATRICE  
FABREGAS

# Sterne der Karibik

Roman

KNAUR 

Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.knaur.de](http://www.knaur.de)



Vollständige Taschenbuchausgabe Januar 2015

Knaur Taschenbuch

© 2013 Knaur Verlag

Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt

Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –  
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Umschlagabbildung: Botanical Lily, 1196 (w/c on paper), Delevoryas,  
Lillian (Contemporary Artist)/Private Collection/The Bridgeman Art

Library Cayambe, 1858 (oil on canvas), Church, Frederic Edwin  
(1826–1900)/© Collection of the New York Historical Society,

USA/the Bridgeman Art Library; Gettyimages/© Superstock;

FinePic®, München; Cayambe, 1858 (oil on canvas), Church, Frederic  
Edwin (1826–1900)/© Collection of the New York Historical Society,

USA/The Bridgeman Art Library

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-51029-2

2 4 5 3 1

ERSTER TEIL

TRINIDAD  
IM JAHRE 1868



## Erstes Kapitel

Ich sollte glücklich sein. Ich *muß* glücklich sein. Warum gelingt es mir nicht?«

Hermann Pescador trocknete mit Löschsand die Eintragungen in seinem Tagebuch und seufzte. Heute war der 15. Oktober 1868, ein ganz gewöhnlicher Tag, der sich bisher in nichts von den zweitausend vergangenen Tagen unterschied. Im Spiegel, der über dem Kamin hing, sah er sein Gesicht. Schmal, beinahe hager, mit dunklen Brauen über den viel helleren Augen. Ein gepflegter Bart verbarg die zärtlichen Lippen, die viel zu oft im Ärger zusammengepresst waren. Sein Haar trug er zurückgekämmt, und die Pomade ließ es dunkler erscheinen, als es war. Hermann suchte seinen Blick, als wolle er in seinen Augen lesen, was sein Kopf ihm nicht verriet.

Er dachte an die letzten fünf Jahre zurück und musste zugeben, dass er von Fortuna verwöhnt worden war. Es war so viel passiert in der Welt, er hatte in den Zeitungen davon gelesen. Vor drei Jahren war der Bürgerkrieg in den USA zu Ende gegangen. Die Nordstaaten, die Yan-

kees, hatten gesiegt und die Sklaverei in den Südstaaten abgeschafft. Gleich darauf, als Antwort sozusagen, hatte sich ein Geheimbund mit dem Namen Ku-Klux-Klan gegründet, der gegen die Neger kämpfte. Hermann konnte darüber nur lächeln, und insbesondere, als er in einem Magazin aus Deutschland las, dass ein Komponist eine Oper mit dem Namen »Die Afrikanerin« geschrieben hatte. In Europa hatte es nie Sklaverei gegeben. Kein Wunder, dass die Menschen dort sentimental wurden, wenn es um Sklaven ging. Hermann selbst hatte die Abschaffung der Sklaverei weder begrüßt noch getadelt, schließlich beschäftigte er selbst eine große Anzahl von Sklaven auf seinem Ingenio. Doch er wusste, dass es ein weiter Weg von einem Gesetz bis zu dessen Umsetzung war. Und er wusste auch, dass die Sklaven in Amerikas Süden weiterhin auf den Farmen schufteten. Was sollten sie auch sonst tun? Sie mussten essen, sie mussten trinken, sie mussten irgendwo leben. Sie bekamen Kinder, sie wurden alt, sie starben. Das war auf Kuba nicht anders als in Amerika. Irgendjemand musste für die Sklaven sorgen, ihnen Arbeit geben. Unter welchem Namen das geschah, war letztendlich gleich. Da lobte er sich doch Europa. Dort geschahen die wichtigen Dinge. In Berlin, hatte er gelesen, gab es nun die erste Pferdestraßenbahn und außerdem eine Rohrpostanlage, mit der Nachrichten innerhalb eines Hauses in Windeseile befördert werden konnten. Das waren die Dinge, die Hermann beeindruckten und an denen er zu gern teilgehabt hätte. Aber er saß nun einmal in Trinidad, und wenn er es recht bedachte, dann tat er es auf gar keinen Fall ungern. Mit seinen achtundzwanzig Jahren besaß er eine der

größten Zuckerpflanzungen auf der Insel, war mit der schönsten und klügsten Frau verheiratet, die sich denken ließ – und doch hatte er das Gefühl, dass ihm etwas Entscheidendes fehlte.

Vor zehn Jahren war er mit seiner Schwester Titine auf die Insel gekommen. Ohne Geld, ohne Zukunftspläne, einzig auf der Flucht vor der Apothekertochter Wilma, die ihm nicht nur nachstellte, sondern obendrein noch behauptete, von ihm schwanger zu sein.

Auf der Überfahrt von Hamburg nach Havanna hatte er den Kaufmann Joachim Groth kennengelernt und in dessen deutsch-kubanischer Niederlassung der Firma Groth, Jessen und Krischak alles gelernt, was es als Kaufmann zu lernen gab. Bald schon hatte er das Vertrauen Groths erworben, und auch Titine schien endlich glücklich zu sein. Nach einem Brand im Elternhaus hatte sie nicht nur Vater und Mutter verloren, sondern obendrein noch ihre Sprache. Grazia, eine alte Kreolin, hatte sich rührend um das stumme Kind gekümmert, doch auch ihr gelang es nicht einmal mit den Kräften des Voodoo, Titines Sprachlosigkeit aufzuheben. Aber etwas anderes geschah, das sich Hermann bis heute nicht erklären konnte: Titine, das schmale, blasse Mädchen mit den hellen Haaren, wurde von den Schwarzen regelrecht angebetet. Es hieß von ihr, sie sei die Tochter Yewas, einer Voodoo-Göttin, die für Keuschheit und den Tod stand. Es gab viele, die sie fürchteten; und eben das bedeutete auch Gefahr für Titine.

Die Geschwister waren noch kein Jahr auf der Insel, als sich Hermann in Marisol verliebte, die Tochter eines Brauereibesitzers. Vielleicht hätte er mit ihr glücklich werden können, doch plötzlich tauchte die Apotheker-



tochter Wilma in Havanna auf und behauptete, dass ihr kleiner Junge Hermanns Sohn sei. Wieder stellte ihm Wilma nach, zerstörte die Liebe zwischen Marisol und ihm, so dass Hermann den Vorschlag Groths mit Begeisterung annahm, eine große Zuckerrohrplantage an der Karibikküste zu leiten und sein Zuhause in Havanna aufzugeben. Auf dem Ingenio von Don Alvaro in Trinidad lernte Hermann viel über den Zuckerrohranbau, aber auch über das Leid der Sklaven. Er verliebte sich in Mafalda, Don Alvaros junge Ehefrau, doch erst, als Don Alvaro starb, wagte er es, seine Liebe zu ihr zu bekennen. Und nun waren sie seit sieben Jahren schon Mann und Frau, besaßen einen ertragreichen Ingenio, und auch Titine schien ihr Glück gefunden zu haben. Und wenn es etwas gab, das Hermann ernstlich Anlass zur Sorge gab, dann war es Titines Glück, das er nicht teilen, ja nicht einmal ohne tiefes Unbehagen mit ansehen konnte.

»Ist es das, was mich so stört?«, überlegte Hermann laut. »Es ist wahr, Titine hat mit Felas Hilfe ihre Sprache wiedergefunden. Die Liebe hat dieses Wunder bewirkt, aber was nützt eine Liebe zwischen einer weißen Doña und einem schwarzen Sklaven? Ach, wäre Fela doch weiß und frei. Ich würde ihn Bruder nennen, würde ihn zu meinem Kompagnon machen, würde dem jungen Glück ein eigenes Heim bauen. Aber ein Sklave? Warum musste sich Titine ausgerechnet in einen Sklaven verlieben? Noch dazu in einen, der nicht einfach dröge seine Arbeit tat, sondern einen mit wildem Blut und großem Stolz, einen Mann aus dem kriegerischen Stamme der Yoruba.« Hermann wusste einiges über die Sklaven. Die meisten von ihnen hatten sich mit ihrem Schicksal arrangiert. Sie ar-

beiteten mehr oder weniger fleißig. Ihr einziger Trumpf war, dass die Weißen ein wenig Angst vor ihnen und ihren merkwürdigen Ritualen hatten. Keine weiße Frau, die auf der Insel aufgewachsen war, würde sich je in einen Sklaven verlieben. Von klein auf hätte man ihr beigebracht, dass die Schwarzen nur eine winzige Stufe über den Tieren stehen. Bei allen weißen Frauen, die Hermann kannte, war es so, dass sie Sklaven nicht einmal in ihrer Nähe duldeten, mit Ausnahme ihrer Haussklaven. Aber Titine war anders, war schon immer anders gewesen. Sie scherte sich einen feuchten Kehricht um das, was andere taten. Nur deshalb war sie in so eine Lage geraten. Die Geliebte eines Sklaven. Immer, wenn Hermann daran dachte, musste er den Kopf schütteln. Titines größter Nachteil war, fand Hermann, dass sie dachte. Nachdachte. Alles hinterfragte. Nicht immer mit Worten, sondern mit Beobachtungen. Wäre sie doch ein wenig dümmer, dachte er nun und seufzte tief auf.

Er sah aus dem Fenster und erblickte seine Schwester, die mit einem kleinen Jungen spielte. Hermann seufzte. Der kleine Junge war das Kind von Wilma, die bei einem Hurrikan ums Leben gekommen war. Das Kind, von dem Wilma behauptet hatte, es sei seinen Lenden entsprungen. Jetzt lebte der kleine Richard auf dem Ingenio und wurde sowohl von Mafalda als auch von Titine betreut. Der Junge war ein recht braves Kerlchen, der wenig Anlass zum Verdruss gab, aber Hermann wurde einfach nicht warm mit ihm. Sein spitzes Gesicht, der fadendünne Mund und die eng zusammenstehenden, dunklen Augen erinnerten ihn stets an ein hinterhältiges kleines Tier, eine Ratte am ehesten. Die etwas grelle Stimme gellte in seinen Ohren,

wie einst die Stimme seiner Mutter. Und obwohl der kleine Richard nichts Böses tat, hielt Hermann ihn für verschlagen. Es fiel ihm schwer, den Jungen auf seinen Schoß zu lassen, ihm über das Haar zu streichen oder seinen süßen Jungenduft zu riechen. Am liebsten wäre er den Jungen los. Aber was sollte er mit ihm tun? Zurückschicken nach Deutschland, zu seinen Großeltern? Einen neunjährigen Knirps? Hermann wusste ja nicht einmal, ob Wilmas Eltern überhaupt noch lebten.

Wieder seufzte er. Er stützte den Ellbogen auf seinen Schreibtisch und barg das Kinn in seiner Hand. »Was fehlt mir?«, murmelte er vor sich hin. »Was, in aller Welt, vermissen ich? Ich habe doch alles, was ich mir je gewünscht habe. Und doch kommen mir die letzten fünf Jahre einfach nur abgelebt vor.« Er tunkte den Federkiel in das Fass und schrieb: »Ich habe alles, was ich möchte, aber ich habe es nicht erkämpft, nicht mit Blut, Schweiß und Tränen zu meinem Eigen gemacht. Es ist mir in den Schoß gefallen. Fühlt es sich deshalb nicht richtig an? Ich liebe Mafalda. Doch auch mit ihr ist es, als würde etwas fehlen. Nein, ich habe nicht den geringsten Grund, mich über mein Weib zu beschweren. Sie ist mir Gefährtin, Geliebte, Freundin gar. Aber wenn ich bei ihr liege, dann ist mir, als stünde zwischen meiner Liebe und ihr eine Mauer. Wenn ich ihre Haut berühre und ihre Wärme spüre, dann wird mir nicht heiß, sondern nur lau. Das liegt an mir. Es gibt nichts, was ich Mafalda vorwerfen könnte. Es ist vielmehr so, als wären mir die Gefühle abhandengekommen, erstickt in der unerträglichen Schwüle dieser Insel. Ganz leer bin ich innen und habe den ganzen Tag über nichts Besseres zu tun, als diese Leere vor allen zu

verstecken. Oh, wie undankbar, wie grausam bin ich. Und wie sehr leide ich an mir selbst.

Und sogar, wenn ich mit Titine zusammen bin, scheint mir, als erreichte nur die Hälfte ihrer Worte mein Ohr. Es ist mir, als lebte ich in einer riesigen Seifenblase, die verhindert, dass ich mich den anderen nahe fühle. Ich bin ein Fremder in dieser Welt, und ich frage mich, ob das meine Strafe ist. Nie aus vollem Herzen lachen, niemals mit Schweiß und Tränen lieben können, sondern immer nur ein unbeteiligter Beobachter sein. Gibt es eine größere Hölle? Und doch habe ich im Grunde nichts, aber auch gar nichts auszustehen.«

Hermann legte das Schreibgerät zur Seite, klappte das gebundene Buch zu, verstaute es in der untersten Schublade seines Schreibtisches und schloss die Lade ab. Mafalda, die ihm manchmal bei der Korrespondenz half, glaubte, in dieser Schublade wären wichtige Geschäftspapiere, doch hier lagen nur sein heimliches Tagebuch und ein Revolver, von dem er hoffte, dass er ihn niemals brauchen würde.

Er hatte mit seinem Freund Andreas Winkler, einem Arzt aus Kärnten, über seine Unfähigkeit zum Glück gesprochen. Lange hatte er gezögert, ehe er sich ihm anvertraut hatte, doch dann waren die Worte wie klirrende Murmeln aus seinem Mund gerollt.

Winkler hatte zugehört, dann hatte er gelacht. »Weißt du, was du brauchst? Mir scheint, es ist das Leid. Das Leid und der Kampf. Du konntest noch nie etwas einfach so nur annehmen. Alles willst du dir verdienen, erarbeiten. Ja, so sind die Deutschen nun einmal.« Er zündete sich eine dicke Zigarre an, blies den Rauch nachdenklich

durch seinen Patio und sah Hermann, der ihm in einem Korbstuhl gegenüber saß, forschend an. »Du willst ein Mann sein, Hermann, willst dich als Mann beweisen. Ich bin zuversichtlich. Du wirst nur allzu bald die Gelegenheit dazu haben.«

»Was meinst du damit?«, hatte Hermann gefragt, aber Andreas Winkler hatte ihm nur ein dünnes, trauriges Lächeln gezeigt. Eine Antwort hatte er nicht bekommen. Dr. Winkler hatte lediglich die Schultern gezuckt und gesagt: »Ich habe Dinge gehört, die mir nicht gefallen. Aber noch immer hoffe ich, dass sich alles in Wohlgefallen auflöst, obwohl diese Hoffnung sicherlich töricht ist.«

Hinter ihm knarrte die Tür. Hermann drehte sich nicht um, denn er erkannte den leichten Schritt seiner Frau. Mafalda stellte sich hinter seinen Schreibtischstuhl, legte ihm beide Hände auf die Schultern und massierte ihn leicht. Hermann presste den Kopf gegen ihren Leib und spürte durch die Kleider hindurch Mafaldas warme Haut. Sie war noch immer so schön wie damals, als er sie kennengelernt hatte. Ihr Leib glich einem starken Zuckerrohr. Biigsam, schmal, doch voller Kraft. Die dunklen Locken fielen ihr bis auf den Rücken, und in ihren braunen Augen loderte noch immer die Glut der Jugend. Und noch etwas unterschied Mafalda von den anderen Frauen, die er kannte. Mafalda war klug. Sogar so klug, dass sie ihm stets das Gefühl gab, ein wichtiger, bedeutender, großer Mann zu sein. Hermann ahnte, dass das nicht stimmte, doch er genoss Mafaldas Bewunderung.

Mafaldas erster Ehemann und einstiger Besitzer dieses Ingenios, Don Alvaro, war ein übellauniger, brutaler Bursche gewesen, der Mafalda wie eine Sklavin gehalten

hatte. Nein, schlimmer noch, da er sie schlug, wann immer es ihm in den Sinn kam, sie quälte, beschimpfte und mit ihrem Körper anstellte, wozu er gerade Lust hatte. Hermann hatte Mafalda so kennengelernt, als verschüchterte junge Frau, die sich stets unter der Herrschaft ihres viel älteren Ehemannes duckte. Doch dann war Don Alvaro zu Tode gekommen, und Hermann, bis zu diesem Tage Verwalter der Pflanzung, hatte um Mafaldas Hand angehalten. Und nun, dachte er traurig, war sie vom Regen in die Traufe gekommen. Verdammt, er musste etwas tun, er musste Mafalda der Ehemann sein, den sie verdient hatte.

»Was ist?«, fragte er, schloss die Augen und überließ sich Mafaldas Zärtlichkeiten, in der Hoffnung, dass ihre Hände ihm auch das Herz wärmen könnten. Er griff nach ihrer Hand, zog sie an seinen Mund und drückte einen Kuss darauf. »Ein Kurier ist da«, erklärte sie. »Joachim Groth aus Havanna hat ihn geschickt. Ich fürchte, er hat keine guten Nachrichten.«

## Zweites Kapitel

**D**er Kurier war über und über mit Staub bedeckt. Sein Gesicht war grau vor Erschöpfung, das Haar verfilzt.

Hermann bot ihm zuallererst ein Glas Rum aus eigener Herstellung an. Stark, süß und klar wie Wasser.

Gierig trank der Kurier, dann holte er aus seiner ledernen Satteltasche einen dicken Umschlag. Hermann erkannte den Stempel des Absenders, das Handelshaus Groth, Jessen und Krischak.

»Ich muss Ihnen etwas berichten, bevor Sie die Nachricht aus Havanna lesen«, erklärte der Kurier. »So hat es mir der Kaufmann Groth aufgetragen.«

Hermann lehnte sich in seinem Schreibtischstuhl zurück. »Bitte, fangen Sie an. Doch sagen Sie vorher rasch, ob Sie noch etwas benötigen. Einen Krug Wasser, einen kleinen Imbiss, noch etwas Rum?«

»Alles, was wir jetzt brauchen, ist ein klarer Kopf. Alle Weißen auf Kuba. Und nie haben wir dringender den Rum gebraucht. Essen kann ich später noch.«

»Also, was ist geschehen?«

Der Kurier räusperte sich, dann begann er: »Vor fünf Tagen hat Carlos Manuel de Céspedes, ein Zuckerbaron aus Manzanillo, alle seine Sklaven freigelassen. Doch damit nicht genug: Er hat die Unabhängigkeit Kubas von Spanien proklamiert und alle Sklaven aufgefordert, sich am Kampf gegen die Spanier und die anderen Weißen zu beteiligen.«

»Carlos Manuel de Céspedes?« Hermann horchte auf. »Ist das nicht derselbe, der im letzten Jahr gemeinsam mit einem anderen Zuckerbaron das ›Revolutionäre Komitee von Bayamo‹ gegründet hat?«

Der Kurier nickte. »Derselbe. Doch niemand hat ihn ernst genommen. Außer der spanischen Kolonialverwaltung. Sie nahm Céspedes' Sohn Oskar fest, um den Zuckerbaron damit dazu zu bringen, seine Unabhängigkeitsbestrebungen von der spanischen Krone ein für alle Mal einzustellen. Doch Céspedes ließ sich nicht unterwerfen. Also wurde sein Sohn von den Spaniern hingerichtet. Vor fünf Tagen nun veröffentlichte Céspedes auf seinem Ingenio das ›Manifest des 10. Oktobers‹, in dem er zum bewaffneten Kampf gegen die spanischen Kolonialmächte aufrief. Und er ließ alle seine Sklaven frei und forderte sie auf, am Kampf teilzunehmen. Man sagt, schon Hunderte hätten sich ihm angeschlossen. Und nicht nur Sklaven, auch Freigelassene, Tagelöhner, Bauern, Handwerker, Kreolen, reich oder arm, und sogar einige andere Zuckerbarone.«

Hermann winkte ab. »Das mit den anderen Zuckerbaronen muss nichts heißen. Der Osten ist immer ein wenig zu kurz gekommen. Reich geworden sind nur die Zu-



ckerbarone im Westen und in der Mitte des Landes. Kein Wunder, dass die aus dem Osten sich erheben.«

»Aber das ist noch nicht alles, Don. Die Aufstände breiten sich aus, haben von Manzanillo aus um sich gegriffen.«

Hermann rieb sich nachdenklich das Kinn. »Das heißt also, dass die Sklaven auf der ganzen Insel unruhig werden, oder nicht?«

Der Kurier nickte. »Vielleicht sollten Sie rasch noch die entsprechenden Maßnahmen ergreifen«, schlug er vor.

»Welche Maßnahmen?«

»Nun, Groth schlägt vor, bei der kleinsten Erhebung drastisch durchzugreifen. Dabei geht es ihm nicht so sehr darum, die Sklaven zu bestrafen, sondern darum, die mit Deutschland geschlossenen Verträge über die Zuckerlieferungen einzuhalten. Vielleicht könnten Sie einen Zaun um das Sklavendorf errichten? Wachhunde einsetzen? Posten mit Waffen aufstellen?«

Hermann nickte. »Groth hat recht. Die Verträge sind wichtig. Nun, da die deutschen Bauern damit begonnen haben, Zucker aus Rüben herzustellen, ist uns eine gefährliche Konkurrenz gewachsen. Allerdings betrifft das unseren Ingenio nicht in vollem Umfang. Ich habe erst kürzlich Verhandlungen mit den Vereinigten Staaten von Amerika geführt. Sie sind bereit, uns den überzähligen Zucker abzunehmen. Groth weiß davon, schließlich ist seine Gesellschaft für uns als Agent tätig.«

»Um die Verträge zu erfüllen, brauchen Sie die Sklaven. Wer sonst sollte auf den Feldern schuften?« Der Kurier wischte sich mit einem Taschentuch den staubigen Schweiß von der Stirn.

Hermann lächelte. »Natürlich brauchen wir die Sklaven auf den Pflanzungen. Doch ich werde sie nicht einsperren oder bewachen lassen. Die Sklaven brauchen auch uns. Sie benötigen Essen und Trinken, ein Dach über dem Kopf und Schutz. Wovon wollen sie sich und ihre Familien ernähren, wenn sie keine Arbeit und keinen Herrn mehr haben?«

Nachdenklich verzog der Kurier den Mund. »Im Prinzip haben Sie recht, Don Pescador. Aber das Prinzip gilt wohl in diesem Falle nicht. Weiß der Himmel, was sich die Nigger vorstellen. Am Ende glauben sie noch, sie wären die neuen Herren auf der Farm. Ich jedenfalls rate im Namen Groths dringend zur Vorsicht.«

Hermann nickte, dann schickte er den Kurier in die Küche, wo er sich stärken sollte. Er hatte im Augenblick keine Sorgen wegen der Unruhen. Im Gegenteil, er musste, nun, da der Kurier weg war, über dessen Ängste lächeln. Die Schwarzen, Herr im Himmel, wie sollten die sich erheben? Wie sollten ausgerechnet die Schwarzen, die nicht lesen und schreiben konnten, ein neues Land gründen wollen? Lächerlich. Und die paar Zuckerbarone aus dem Osten, die ließen sich sicher mit einer Geldsumme zufriedenstellen.

»Lass uns aufhören, ich habe genug.« Titine tupfte sich mit einem Spitzentaschentuch den Schweiß von der Stirn. Es war drückend heiß heute, die Kleider klebten ihr regelrecht am Körper. Sie fühlte sich schwach und erschöpft, obwohl sie kaum etwas getan hatte. Ihr Blick glitt über die ausgedehnten Zuckerrohrfelder, die in der Hitze flimmerten. Irgendwo weit draußen wurde Staub aufgewirbelt, stieg als kleine, flirrende Säule in die Luft.

»Ich möchte aber weiterspielen!« Der kleine Richard verzog weinerlich das Gesicht und stampfte sogar mit den Füßen auf. Titine ließ das Tüchlein sinken und betrachtete das Kind. Seine Augen blitzten entschlossen, der fadendünne Mund war fest zusammengepresst, die kleinen Hände zu Fäusten geballt.

»Ich habe keine Lust mehr, Richard. Komm, sei vernünftig. Es ist viel zu heiß, um Ball zu spielen.« Titine streckte die Hand nach dem Jungen aus. »Ich bin sicher, Dolores hat Limonade gemacht.«

Richard verschränkte beide Arme vor der Brust, schob die Unterlippe vor und stampfte erneut mit den Füßen auf. »Du sollst jetzt aber mit mir spielen!«, kreischte er. Titine seufzte. Der Kleine sah seiner Mutter sehr ähnlich, und es war, als hätte er einen Teil der mütterlichen Verschlagenheit in sich. Wenn er etwas wollte, so quengelte er so lange, bis er es bekam. Titine musste sich eingestehen, dass sie zu Anfang viel zu viel Mitleid mit dem kleinen Waisenjungen gehabt hatte, doch je älter Richard wurde, umso schwerer kam sie mit ihm klar. Kein Tag verging ohne Streit. Und erst letzte Woche hatte Richard damit angefangen, seine Pflegemutter zu erpressen. »Entweder du kochst mir süßen Reisbrei, oder ich erzähle allen Leuten in der Stadt, dass du mich schlägst.«

Titine hatte den Jungen noch nicht ein einziges Mal geschlagen, und sie konnte sich auch jetzt nicht vorstellen, das jemals zu tun. Aber sie hatte es versäumt, Richard ein für alle Mal die Grenzen aufzuzeigen. Schlimmer noch: Sie hatte nachgegeben und ihm den gewünschten Reisbrei gekocht. Und das alles nur, weil sie sich in den letzten Wochen nicht wohl fühlte. Fast immer war sie müde, er-

schöpft, ausgelaugt. Dazu die Übelkeit. Es verging kein Tag, an dem sie sich nicht übergeben musste.

»Was ist denn nun?« Richard schoss ihr den Ball mit einem kräftigen Tritt vor das Schienbein. »Los, du sollst endlich mit mir spielen.«

Titine blickte ihn an und konnte ihren Überdruß nur schwer verbergen. Sie wusste, dass Hermann den Jungen nicht mochte. Und wenn sie ehrlich war, dann würde sie zugeben, dass auch sie ihn nicht leiden konnte. Sein spitzes Gesichtchen war verschlossen wie eine Kellertür. In seinen Augen blitzte die Wut, und Titine konnte sehen und hören, wie er mit den Zähnen knirschte. Sie wusste, wenn sie jetzt nachgab, würde sich das Gesicht innerhalb eines Augenblickes entspannen, seine ersten Schüsse, mit mühsam zurückgehaltener Wut, die nicht so schnell abklang, würden ihr weh tun, aber gleich darauf wäre Richard so freundlich und nett, so verspielt und kindlich, wie es ein Junge in seinem Alter nur sein konnte. Titine seufzte. Er war jetzt neun Jahre alt. Womöglich hatte Mafalda recht, wenn sie darauf drang, dass er endlich eine Schule besuchte.

Mit einem Schlag kam Übelkeit in ihr hoch. Ihre Knie wurden weich, das Licht um sie herum schillerte in dunklen Schlieren. Wie aus weiter Ferne hörte sie Richards keifende Jungenstimme, dann wurde es schwarz um sie herum. Sie spürte, dass sie fiel, doch den Aufprall bekam sie schon nicht mehr mit.